

Rezensionen

Burgerbibliothek Bern (Hrsg.); Dauwalder, Lea; Lienhard, Luc: Das Herbarium des Felix Platter. Die älteste wissenschaftliche Pflanzensammlung der Schweiz.

Bern: Haupt 2016. 208 Seiten.

In der berühmten Romanfolge des studierten Arztes François Rabelais lässt der Held Gargantua seinen Sohn die Pflanzenkunde lernen, er soll u.a. im Freien botanisieren, wie Rabelais es aus eigener Erfahrung in Montpellier kannte. Diese (nicht nur fiktive) Lernform ist geprägt durch eine Umwandlung von einer für die Humanisten charakteristischen schriftlichen Wissenskultur in eine auf Visualität rekurrierende. Ein kostbares Zeugnis der neuartigen akademischen Schulmethode ist das Herbar des Basler Stadtarztes Felix Platter (1536–1614), das älteste in der Schweiz überlieferte und eines der weltweit ältesten überhaupt. Einst noch umfangreicher (18 Bände, mit ca. 1800 Pflanzenarten), umfasst es heute acht Bände, während das Herbar des Bolognesers Ulisse Aldrovandi 15 Bände mit circa 5000 Pflanzen umfasste.¹ Der erwähnte Wandel der Wissenskultur ging einher mit der Neuorientierung des Medizinstudiums. Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts war, von Italien – Bologna, Padua, Pisa (Luca Ghini) – und Montpellier (Guillaume Rondelet) ausgehend, eine Lernkultur gefördert worden, gemäss welcher das Medizinstudium nicht nur aus Lektüre (Galen, Dioscorides usw.) und Vorlesungen besteht, sondern der Student sein Wissen zu vertiefen hat, indem er auf Exkursionen und in Gärten geht, Pflanzen sammelt, sie presst und konserviert, so wie das der junge Platter seit Beginn seines Studiums in Montpellier tat. Er lernte die Herbarteknik von Rondelet und lehrte sie später seinen Studenten, unter ihnen Caspar Bauhin (1560–1624, in Basel Professor für Anatomie und erster Professor für Botanik in der Schweiz), von dem das zweitälteste Herbar der Schweiz stammt (4000 Arten präsentierend).

Der *hortus siccus*, das Herbar, ergänzte die Kräuterbücher, und von Italien aus entwickelte sich der universitäre botanische Garten (*hortus medicus*) zu einem zentralen Ort botanischer Wissenschaft, so in Basel auf Veranlassung Caspar Bauhins seit 1589. Für den Unterricht war das Herbar zu unhandlich, doch eignete es sich für das individuelle Lernen. Es war gleichzeitig eine Erinnerung an die Stationen der Feldforschung und eine Bestimmungshilfe. Mediengeschichtlich gesehen, handelt es sich um einen komplexen Wissensspeicher, der in gebundener Form Originalobjekt, Schrift wie auch Abbildungen vereint. Platter gab sich nicht damit zufrieden, Pflanzen – wenn nötig wie z.B. bei den neuweltlichen Arten der Sonnenblume, der Topinambur oder der Paprika – zu beschneiden, zu pressen und auf Papierbögen (mit Tragantgummi?) aufzukleben. Da die Farbe der gepressten Pflanze mit der Zeit verblasste, bildete, wie Platter erkannte

hatte, die Repräsentation im Medium kolorierter Federzeichnungen und Holzschnitte, u.a. von David Kandel, eine «authentischere» Erinnerung an die (rechts auf die Doppelseite aufgeklebte) Lebendpflanze, der er die Abbildung jeweils gegenüber setzte. Abbildungen beschaffte sich Platter aus den Werken von Kollegen. In der Geschichte der Pflanzendarstellung markieren die rund 80 kolorierten Zeichnungen von Hans Weiditz d. J. (1495–1536) eine Wende; sie sind naturgetreu gestaltet, aus künstlerischer und botanisch-historischer Sicht eine Sensation (S. 46). Platter kam in ihren Besitz, als er einen Teil des Nachlasses des Zürcher Stadtarztes Conrad Gessner erwerben konnte. Die Zeichnungen schnitt er aus den Papierbögen sorgfältig aus, um sie ins Herbar integrieren zu können. Andere Aquarelle gab er bei Künstlern in Auftrag, wobei Hans Hug Kluber, Hans Bock d. Ä. und der Glasmaler Hieronymus Vischer infrage kommen, eventuell Platter selbst, wie Lea Dauwalder und Luc Lienhard vermuten.

Wie die Pflanzenillustrationen und die schriftlichen Einträge zeigen, haben sich in den zu Lebzeiten Platters gebundenen Herbarbänden verschiedene Zeitschichten und Benützungsspuren abgelagert. Während die Illustrationen für die damals wichtigsten botanischen Werke wie das *Herbarum vivae eicones* von Otto Brunfels, das Werk *De historia stirpium* (bzw. dessen Fortsetzung) von Leonhart Fuchs und Gessners unvollendete *Historia plantarum* vorgesehen waren, bezeugen umfangreiche Briefwechsel der Botaniker und Ärzte den wissenschaftlichen Gebrauch solcher Herbare. So liehen Platter und der Basler Arzt Johannes Bauhin Conrad Gessner (dessen Herbar heute verloren ist) auf dessen Bitten hin ihre Herbare oder Teile davon nach Zürich aus; sie erhielten sie indes zu Lebzeiten Gessners nicht mehr zurück.² Die Beschriftungen (hauptsächlich die Namen, seltener ihr Herkunftsort) sind von der Hand Platters selbst, andere von seinem Halbbruder Thomas, von Caspar Bauhin und schliesslich vom Berner Pfarrer und Naturforscher Jakob Samuel Wyttenbach (1748–1830), der in den Besitz des Herbars gelangt war. Die Geschichte seiner neuerlichen Auffindung auf dem Dachboden des Botanischen Instituts in Bern durch Walther Rytz 1933 und zweier Bände in der Universitätsbibliothek Amsterdam erst im Jahr 2012 durch Florike Egmond mutet abenteuerlich an.

Das vorbildlich dokumentierte Buch enthält zwei Kapitel zu Platters Leben und zur Geschichte der Botanik und der Herbarien allgemein, dann ein drittes Kapitel über das Herbar Platters, alles in Koautorschaft verfasst von Lea Dauwalder und Luc Lienhard, im letzten, 5. Kapitel sind der Erhaltungszustand der Herbarbände und die Schäden an den fragilen Pflanzen beschrieben sowie die konservatorischen Erhaltungsmaßnahmen. Es fusst auf der Masterthesis Lea Dauwalders (Hochschule der Künste, Bern). Den Hauptteil des Bandes (S. 53–193) füllen 112 ganzseitige Farbabbildungen: Auf 14 Doppelseiten ist jeweils eine Achtergruppe der Blätter wissenschaftlich kommentiert und vom Biologen und Wissenschaftshistoriker Luc Lienhard botanisch identifiziert. Wer

Lust hat, jener Abteilung von Platters Wunderkammer, die sich heute in Bern befindet, einen virtuellen Besuch abzustatten, kann über die Website der Burgerbibliothek das Herbar öffnen und in den Bänden blättern. Es ist inzwischen vollständig digitalisiert: <https://platter.burgerbib.ch/> (Andere Objekte der einstigen Sammlung befinden sich in Basel, im Historischen Museum Basel/Museum für Geschichte und im Naturhistorischen Museum Basel.) Das Buch wurde jüngst mit dem Deutschen Gartenbuchpreis ausgezeichnet.

Dorothee Rippmann, Itingen

¹ Leu, Urs: Conrad Gessner (1516–1565). Universalgelehrter und Naturforscher der Renaissance. Zürich 2016, 280.

² Ebd., 280–282.

Grogg, Susanna: Heimatlos in der Heimat. Magdalena Hirschi, geborene Rolli, 1784–1846. Eine Lebens- und Dorfgeschichte.

Bern: Blaukreuz-Verlag 2015. 192 S.

Die gelernte Primar- und Sekundarlehrerin Susanna Grogg-Roggli verbrachte viele Jahre als Pfarrfrau in Albligen, einem Dorf westlich des Sensegrabens im Schwarzenburgerland. Sie publizierte unter anderem zur Geschichte der Bäder, der Schulen und Parteigründungen in dieser Region. Vor zwei Jahren erschien ein Buch, in welchem sie die Lebensgeschichte einer Frau aus der bäuerlichen Unterschicht nachzeichnet. Sie bettet die Erzählung, die auf solid recherchierten Fakten aus Kirchen- und Pfarrarchiven basiert, in die Umbruchzeit der Helvetik, Mediation, Restauration und Regeneration ein. Magdalena Hirschi war mit dem Albliger Hans Hirschi verheiratet und hatte mit ihm drei Kinder. Die Erzählung setzt im Hungerwinter 1816/17 ein, als Magdalena Hirschi die Scheidung verlangte. Ihr Mann war als Soldat in die Napoleonischen Kriege gezogen und verschollen. Sie brauchte die Scheidung, um mehr Handlungsspielraum zu erlangen und sich allenfalls wieder verheiraten zu können. Dies blieb ihr allerdings wegen der restriktiven Heiratsgesetze verwehrt. Ihre weiteren Kinder waren deshalb unehelich und sie wurden, wie auch die ersten drei, verkostgeldet.

Das Buch ist nicht einfach zu lesen, denn die Autorin packt viele Fakten in die knapp 200-seitige Publikation, wobei sie einige interessante Themen wie Klimaveränderungen als Grund für die Hungersnot, die Armengesetzgebung oder die Sekte der Antonianer nur kurz streift. Ausgiebiger beschreibt sie die Lebensbedingungen der Mägde und Knechte, welche sie mit dem Alltagsleben des Albliger Pfarrers und seiner Familie kon-

trastiert. Ebenfalls eingehend befasst sie sich mit dem Bau der neuen Albliger Kirche zu Beginn der 1820er-Jahre. Zeitliche und thematische Sprünge machen die Erzählung zwar abwechslungsreich, stören aber gelegentlich den Lesefluss. Schwierig zu bewältigen sind die vielen Personen, die das Buch bevölkern und häufig ähnliche oder gar identische Namen tragen. Hier wäre ein Verzeichnis der wichtigsten Personen oder zumindest eine grafische Darstellung der Hirschi-Familie hilfreich gewesen.

Es lohnt sich jedoch, das Buch zu lesen, denn es gelingt Susanna Grogg, das Leben der Magdalena Hirschi und ihres Umfeldes lebendig und nachvollziehbar zu erzählen. Dank ihrer sorgfältigen Arbeit erhalten wir einen seltenen Einblick in den Lebensweg einer unterprivilegierten Frau, die schwer an ihrem Schicksal zu tragen hatte und kaum mit dem Verständnis und der Hilfe von besser situierten Personen rechnen konnte.

Anna Bähler, Bern

**Krämer, Daniel; Pfister, Christian; Segesser, Daniel Marc (Hrsg.):
«Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie-
und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges.**

Basel: Schwabe 2016. 403 S.

Lange Zeit war der Erste Weltkrieg für die Schweizer Geschichtsforschung kaum ein Thema. Dies hat sich in den letzten zehn Jahren geändert. Das Gedenken an die Ereignisse vor hundert Jahren führte zu zahlreichen Publikationen. Roman Rossfeld und Tobias Straumann haben bereits die Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit neu beleuchtet. Ein Forschungsteam rund um den emeritierten Berner Geschichtspräsident Christian Pfister hat nun die Versorgungskrise während des Krieges unter verschiedenen Gesichtspunkten aufgearbeitet.

Die ersten beiden Kriegsjahre 1914 und 1915 waren für die Versorgung der Schweiz mit Lebensmitteln und Rohstoffen noch relativ unproblematisch. Lebens- und Futtermittel konnten weiterhin aus dem Ausland importiert werden. Ab 1916 setzte jedoch in vielen Bereichen eine Krise ein. Dies ist erstens auf den Wetterverlauf 2016/17 zurückzuführen. Starke Niederschläge und tiefe Temperaturen im Frühling und Sommer liessen die Ernteerträge in Europa und Amerika einbrechen. Die Kartoffelernte ging 2016 im Kanton Bern um 39 Prozent zurück. Die Lebensmittel für die Menschen wurden knapp, zudem fehlte Futter für die Kühe, was auch den Milchertrag dramatisch zurückgehen liess. Zweitens machten die Krieg führenden Staaten ab 1917 die Grenzen für den Handel dicht. Die Schweiz erlebte damit eine Hungerkrise, wie sie seit Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr aufgetreten war.

Die Schweiz hatte seit der Gründung des Bundesstaates auf einen schlanken Staat und Freihandel gesetzt. Die Privatwirtschaft und der Markt regelten die Versorgung von Bevölkerung und Wirtschaft weitgehend. Im Krieg wurden Staatseingriffe nötig, um Nahrungsmittel im Ausland gezielt zu beschaffen und diese im Inland gerecht zu verteilen. Der Bundesstaat war von den neuen Rahmenbedingungen völlig überfordert. Ab Oktober 1917 rationierte der Bund Brot und Mehl, später weitere Nahrungsmittel. Angesichts der ökonomischen Krise und der steigenden Preise verarmten grosse Teile der Bevölkerung, die vorwiegend in den Städten lebte. Die Reallöhne sanken um 25 bis 30 Prozent und ebenso die der Bevölkerung zur Verfügung stehenden Kalorien der Lebensmittel. Die sozialen Probleme führten zu politischen Spannungen, die im Landesstreik vom November 1918 eskalierten.

Im ersten Teil des Bandes beleuchtet Daniel Marc Segesser die Ressourcenprobleme des Krieges im internationalen Kontext, Christian Pfister gibt einen Überblick über die Klima- und Nahrungsmittelkrise, Peter Moser zeigt den Zusammenhang zwischen der Ernährungsfrage und dem Landesstreik.

Teil 2 trägt den Titel *Energiekrise*. Christian Pfister schildert mit dem plakativen Titel *Frieren, kalt essen und zu Fuss gehen*, wie sich der Rückgang des Imports von Kohle auf den Alltag auswirkte. Unter den Einfuhrschwierigkeiten litt auch die Landwirtschaft, da zu wenig Stickstoffdünger ins Land gelangte, was Auswirkungen auf die Ernteerträge hatte (Beitrag von Sandro Fehr). Anna Amacher Hoppler geht auf die Elektrifizierung der Eisenbahnen ein, die sich angesichts des Kohlemangels beschleunigte.

Teil 3 mit dem Titel *Versorgungskrise* umfasst vier weitere Beiträge: Maurice Cottier zeigt auf, wie der Erste Weltkrieg die Behörden vom Wirtschaftsliberalismus zum Staatsinterventionismus zwang. Christian Wipf schildert die Anstrengungen des Bundes zur Vermehrung der inländischen Kartoffel- und Getreideproduktion. Ergänzend dazu untersucht Ismael Albertin die Massnahmen der Zürcher Stadtexekutive zur Verbesserung der Lebensmittelversorgung auf lokaler Ebene. Daniel Burkhard geht schliesslich auf die Diskussionen um die Milchpreissteuerung durch die Behörden ein.

Teil 4 dreht sich um die Gesundheitskrise. Christian Sonderegger und Andreas Tscherrig präsentieren den Verlauf, die Ursachen und Zusammenhänge der Grippepandemie 1918/19 in der Schweiz, bei der überdurchschnittlich viele junge Männer im Alter von 20 bis 40 Jahren starben. In der Mortalitätsstatistik der Schweiz ragt das Jahr 1918 mit der höchsten Sterblichkeit der letzten 150 Jahre heraus. Kaspar Staub zeigt anhand von statistischen Daten zu menschlichen Körpern, wie die Versorgungskrise sich negativ auf das Wachstum von Kindern und Jugendlichen auswirkte.

Der Band umfasst eine umfangreiche Bibliografie sowie ein Register und schliesst mit einer Synthese von Daniel Krämer. Dieser weist auf die Verletzlichkeit einer arbeits-

teiligen und international vernetzten Wirtschaft und Gesellschaft hin, was für die Schweiz Anfang des 20. Jahrhunderts zutraf. Neben der Klimakrise bewirkte der Krieg Engpässe im Transportwesen, zog Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft und Industrie ab und veränderte die Nachfrage in den verschiedenen Wirtschaftszweigen.

Die Bewältigungsstrategien gegen die verschiedenen Dimensionen der Krise mussten erst gefunden und erprobt werden. Die Behörden von Bund, Kantonen und Gemeinden waren dabei enorm gefordert. Bis 1916 überliess der Bund die Krisenintervention weitgehend den Kantonen. Danach stieg die Zahl der Verordnungen auf allen Stufen zu einer Flut von Regelungen an. Die Behörden rationierten Lebensmittel und Brennstoffe, förderten den Import und die Produktion von fehlenden Ressourcen, versuchten die Preise zu stabilisieren und trieben den Ersatz fehlender Materialien voran, am erfolgreichsten bei der Elektrifizierung der Bahnen. In den Städten richteten die Behörden Suppenküchen und Notwohnungen ein.

Der Band zeigt in verschiedenen Facetten eindrücklich, was ein Krieg immer auch ist: eine Wirtschaftskrise, die in diesem Fall durch eine klimatisch bedingte Versorgungskrise verschärft wurde. Dies hatte auch für die Schweiz, die nicht direkt am Kriegsgeschehen beteiligt war, dramatische Auswirkungen. Die Erfahrungen mit dem Krieg und den wirtschaftlichen Problemen führten bei Bund und Kantonen zur Einsicht, dass eine aktive Agrar- und Ernährungspolitik eine staatliche Aufgabe ist. Eine zweite langfristige Folge dieser Jahre war die beschleunigte Adaption der Elektrizität als einheimische Energiequelle.

Christian Lüthi, Bern

**Kunstmuseum Thun (Hrsg.): Der Kontinent Morgenthaler.
Eine Künstlerfamilie und ihr Freundeskreis.**

Zürich: Scheidegger und Spiess 2015. 208 S.

Wie lässt sich ein so vielseitiges Buch, das als Begleitpublikation zu einer Ausstellung im Kunstmuseum Thun 2015 erschienen ist, mit dem Titel *Kontinent Morgenthaler* in diesem Rahmen vorstellen? Der Zweitittel hilft weiter: *Eine Künstlerfamilie und ihr Freundeskreis*.

Ein Kontinent (lat. *terra continens*, «zusammenhängendes Land») ist gemäss Wikipedia «eine geschlossene Festlandmasse». Auch wenn der Begriff im ersten Moment etwas hoch gegriffen erscheint – immerhin handelt es sich bei diesem «Kontinent» lediglich um ein bernisches Phänomen des 20. Jahrhunderts – weckt er doch das Interesse: Die Ausstellung und die Publikation widmen sich drei Generationen der Familie Morgenthaler und verbinden Malerei, Literatur, Musik und angewandte Kunst. Und sie geht

wesentlich darüber hinaus, indem sie den Blick weitet auf das grosse Netz der mit der Familie verbundenen Freunde wie Hermann Hesse, Robert Walser, Paul Klee oder Othmar Schoeck. In der Publikation kommt auch das soziale Engagement der Familienmitglieder während des Zweiten Weltkriegs oder deren Tätigkeit im Bereich der Psychoanalyse und Psychiatrie zur Sprache. Durch diese Ausweitung des Blickwinkels entsteht eine spannende Schau auf das junge 20. Jahrhundert im damals keineswegs provinziellen Bern. Man begreift beispielhaft den weiten Weg der Kunst von einer akademisch lernbaren Tätigkeit, in der alles «Verrückte» keinen Platz hatte, zu einer neuen Auffassung von künstlerischer Kreativität. So überschreibt der Künstler Pascal Barbe, der Sascha Morgenthaler und ihren Freundeskreis persönlich gekannt hat und wesentlich für die Entstehung von Ausstellung und Buch verantwortlich war, seinen einleitenden Aufsatz: *Rien n'est art, tout est trace de vie* und veranschaulicht darin die Überzeugung, «dass jegliche Kreation des Menschen zur Sichtbarmachung des Lebens beiträgt» (S. 20).

Das Kaleidoskop mit unterschiedlichen Blicken auf die Künstlerfamilie setzt ein mit der 1893 geborenen Sascha Morgenthaler-von Sinner, fälschlicherweise fast nur bekannt als Puppenmacherin, und ihrem Mann Ernst Morgenthaler. Ernst lehrte in München und war unter anderen mit den Mitgliedern des «Blauen Reiters» und Paul Klee eng befreundet. Durch den Blick auf seinen Bruder, den Psychiater Walter Morgenthaler, stellt sich die Frage nach der «Normalität» im Bereich der Kunst. Walter interessierte sich nämlich erstmals für das Schaffen Adolf Wölflis, der ein langjähriger Patient in der Waldauklinik war und dessen Werke heute internationale Anerkennung geniessen.

Dieser weiten Fragestellung gemäss sind auch die Beiträge renommierter Fachleute breit gefächert. Sie stammen aus der Kunstgeschichte (Steffan Biffiger, Eva Wiederkehr Sladeczek, Helen Hirsch, Anna Lehninger oder Katrin Luchsinger) oder der Pädagogik (Regina Bucher). Eine umfangreiche «Bilderreise» (S. 57 bis S. 134) unterbricht den Textfluss, erfreut den Lesemüden und bereitet ihn vor auf weitere Kurzbeiträge aus den Bereichen Philosophie (Roger Perret), Literatur (Sophie Cailleux, Lucas Marco Gisi), Psychoanalytik (Maya Nadig) oder auf eine persönliche Begegnung mit dem 1956 geborenen, vielseitigen Familienmitglied Jan Morgenthaler.

Und so zeigt sich, dass der Begriff «Kontinent» in einem übertragenen Sinn durchaus angewendet werden kann: Freundschaften, Familienbande, Überzeugungen, Engagement hingen und hielten die Morgenthalers zusammen, bildeten das Rückgrat und den Ausgangspunkt für deren unterschiedliches Schaffen.

Die schön gestaltete Publikation (Grafik: Bonbon – Valeria Bonin, Diego Bontognali, Zürich) mit einem Umschlag, der gleichzeitig Plakat und Familienstammbaum ist,

spricht alle Menschen an, die wissen, dass es in stürmischen Zeiten zwischenmenschliche Beziehungen sind, die uns lebendig und damit im weitesten Sinne kreativ halten.

Charlotte Gutscher, Bern

**Schweizerisches Nationalmuseum (Hrsg.): Arbeit / Le travail
Fotografien aus der Schweiz 1860–2015 / Photographies provenant
de Suisse 1860–2015. Mit Texten von Ricabeth Steiger,
Dario Donati, Markus Schürpf, Fabian Müller, Daniel Strassberg,
Max Küng, Daniela Nowakowski.**

Zürich: Limmat Verlag 2015. 224 S.

Vom 11. September 2015 bis 3. Januar 2016 zeigte das Landesmuseum Zürich Fotografien aus eigenen Sammlungsbeständen, die den arbeitenden Menschen in den Fokus rückten. Die Ausstellung sowie die begleitende Publikation reihen sich in die Bestrebungen des Schweizerischen Nationalmuseums ein, historische Fotografien zu erschliessen, zu dokumentieren und einem breiten Publikum zugänglich zu machen. So beherbergt der 2016 eröffnete Erweiterungsbau ein Studienzentrum, wo Profis und Laien historisches Fotomaterial einsehen und Recherchen tätigen können.

Der ansprechend gestaltete Bildband in Deutsch und Französisch ist im für seine hervorragenden Fotobücher bekannten Limmat-Verlag erschienen. Die historischen Fotografien, so wird in der Einleitung festgehalten, dienen zugleich als Quelle für die Geschichte der Arbeit wie auch für deren fotografische Dokumentation. Den Anfang des Buches bildet eine unkommentierte, chronologische Abfolge von Fotos zur Entwicklung von Arbeit seit 1845. Darauf folgt ein höchst lesenswerter, prägnanter Abriss der parallelen Geschichten von Arbeit und Fotografie durch den Fotohistoriker Markus Schürpf. Die Sammlungsbestände des Schweizerischen Nationalmuseums, unterteilt in Firmenfotografie, Fotos aus privaten Quellen, Bilder von freien Fotografen, Pressefotografie und Postkarten, machen einen zentralen Teil der Publikation aus. Diesen Abschnitten gehen einleitende Worte voraus, die – wie auch die anderen bildbegleitenden Texte im Buch – Verweise auf nachfolgende Fotografien enthalten (in Form von Fussnotenzeichen). Einen weiteren Schwerpunkt in diesem Buch bilden thematische Vertiefungen, deren Auswahl sich einerseits durch eine Häufung im Quellenmaterial, andererseits durch den zeitgenössischen Blick des Autorenteam ergibt. Auch wenn viele der Fotografien an sich einen hohen Aussagewert haben, sind die reichhaltigen Begleittexte zu den Schwerpunktthemen «Frauen und Männer», «Arbeit in Kriegszeiten», «Ausländische Arbeitskräfte in der Schweiz» sowie «Mensch und Maschine» und insbesondere die aus dem ursprünglichen Publikationszusammenhang (zumeist Reportagen) zitierten Bildlegenden ein Ge-

winn. Einige Texte im Buch weisen einen anderen als einen geschichtswissenschaftlichen Zugang auf, sei es durch ihre Form oder aufgrund des fachlichen Hintergrunds der Autoren. Beispielsweise richtet der Psychoanalytiker Daniel Strassberg in einem assoziativen Bildessay seinen philosophischen Blick auf ein Medium, das eben nicht nur historisches Dokument ist, sondern auch eine künstlerische Anmutung besitzt. Dieser Perspektivenwechsel ist durchaus originell, wirft aber auch Fragen auf. So sieht Strassberg in einer der Fotografien nicht etwa eine Frau, die konzentriert-selbstbewusst eine Maschine bedient, sondern eine Arbeiterin, die «versonnen [lächelt], als würde sie ihr Kind pflegen» (das Fehlen von Anführungs- und Schlusszeichen in Strassbergs Text lässt den Schluss zu, dass dies tatsächlich die Sicht des Autors und kein Originalzitat von 1945 ist). Damit reduziert er ihre Identität als Frau auf die (potenzielle) Mutterrolle. Dass aber Frauen in Kriegszeiten durchaus selbstbewusst in zuvor männlich dominierte Arbeitsfelder drangen, verdeutlicht Daniela Nowakowski in ihrem nuancierten Artikel zur Geschlechtergeschichte. Mit sich verändernden Arbeitssituationen beschäftigen sich sowohl vier Porträts von Menschen, die aus ihrer beruflichen Biografie erzählen, wie auch ein Gespräch zwischen einer Psychologin und einem Soziologen. Anhand von ausgewählten Fotografien diskutieren sie aus heutiger Perspektive über den Wandel in der Arbeitswelt, wobei manche Leserin und mancher Leser wohl die eine oder andere Situation aus dem eigenen Arbeitsalltag wiedererkennen dürfte. Das Buch schliesst mit einem kolumnistischen Text von Max Küng über die Absurdität der Bezeichnungen von sich immer stärker ausdifferenzierenden Berufen in einer globalisierten Welt.

Positiv fällt die inhaltliche und gestalterische Konzeption auf, die den Fotografien viel Raum lässt. Mit seiner grossen Auswahl an historischem Fotomaterial und den kompakten, abwechslungsreichen Textbeiträgen spricht das Buch eine breite sozialgeschichtlich und Fotografie-interessierte Leserschaft an.

Aline Minder, Bern

Tobler, Konrad; Bühler, Silvia: Berner Foto Geschichten.

Bern: Herausgeber.ch Kulturbuchverlag 2016. 240 S.

Daniel Gaberell, Verleger und Autor, hatte die Idee, in seinem Verlag Fotos aus dem Bestand des Staatsarchivs des Kantons Bern in einem Bildband zu veröffentlichen. Er kümmerte sich um die Bildauswahl und die Finanzierung des Projekts.

Das Buch zeigt Bilder der Fotografen Ernst Schudel, Carl Jost, Walter Nydegger, Hans Tschirren, Rudolf Wenger und Franz Henn, deren Fotonachlässe im Staatsarchiv aufbewahrt werden. Im Vorwort weist deshalb die Staatsarchivarin Barbara Studer Immenhauser auf diese Schätze hin, um die sich ihre Institution kümmert. Die Bilder

vieler Fotonachlässe des Staatsarchivs sind digitalisiert und über den Onlinekatalog des Archivs auffindbar.

Der Publizist Konrad Tobler vermittelt in seinem einführenden Text Hintergrundinformationen zu den Bildthemen und zur Fotografie im Allgemeinen. Die Bildlegenden stammen von Silvia Bühler, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Verantwortliche für die audiovisuellen Bestände im Staatsarchiv.

Den Hauptteil des Bandes bilden rund 200 Schwarzweissbilder; pro Seite ist jeweils eine Fotografie reproduziert und diese erhält damit genug Raum. Die Bildthemen decken ein breites Spektrum ab, das die Arbeit der Fotografen widerspiegelt, welche die Bilder im 20. Jahrhundert im Rahmen von Fotoreportagen gemacht haben. So zeigt der Band die Produktion in der Firma *Astra Fett- und Ölwerke* in Steffisburg, Sportanlässe in der Stadt Bern und im Berner Oberland, Torfstechen im Seeland, Internierte im Lager Büren an der Aare im Zweiten Weltkrieg, den Bau der Luftseilbahn Erlenbach–Stockhorn durch die Firma *von Roll* Mitte der 1960er-Jahre, Viehmärkte, das Alltagsleben in Abländschen 1932, Menschen im Frauenspital und im Jennerspital in Bern, eine Reportage aus der Zuckerfabrik in Aarberg 1939 sowie die Märkte in der Berner Innenstadt in den 1930er- und 1940er-Jahren.

Die Fotografien sprechen unmittelbar an, vor allem wenn auch Menschen abgebildet sind. Damit bietet das Buch einen unterhaltsamen Bilderreigen, der sich auch ohne Vorkenntnisse geniessen lässt. Beim genaueren Hinschauen würde man gerne noch etwas mehr über den Entstehungszusammenhang der Bilder erfahren. Oft sind die Legenden etwas zu knapp gehalten, um alle Details auf den Fotos verstehen zu können. Bilder als Quellen erfordern grössere Anstrengungen, um den Informationsgehalt ganz erschliessen zu können: Dazu gehört das Beiziehen anderer Quellen oder die Befragung von Zeitgenossen. Der Aufwand für diese Quellenarbeit war wohl im Rahmen dieser Buchpublikation nicht zu leisten. Der Band macht jedoch einen Teil der Bilderschatze, die im Staatsarchiv liegen, leichter zugänglich.

Christian Lüthi, Bern

Walton, Chris; Germann, Martin (Hrsg.):

Hermann Hesse und Othmar Schoeck. Der Briefwechsel.

Schwyzer Hefte Band 105. Wollerau: Kulturkommission Kanton Schwyz 2016.
136 S.

Nachdem die Schwyzer Hefte 1992 eine Nummer über den Landschaftsmaler und Hotelier Alfred Schoeck publizierten, haben sie sich 2016 seinem Sohn, dem Musiker und Komponisten Othmar, zugewandt. Das neuste Heft ist ein weiterer Beitrag zur Würdi-

gung des Innerschweizer Komponisten, der als Musiker zwar in Zürich Karriere machte, aber Brunnen als Ort seiner Kindheit und Jugend zeitlebens eng verbunden blieb. Das Schwyzer Heft Nr. 105 ist jedoch nicht nur Othmar Schoeck, sondern ebenfalls Hermann Hesse gewidmet, denn es enthält die erste Gesamtedition von deren Korrespondenz und verspricht «einen einzigartigen Einblick in eine ganz besondere Freundschaft zwischen zwei grossen Künstlern» (S. 8). Die kommentierte Briefausgabe ist das Resultat einer transdisziplinären Zusammenarbeit von Martin Germann (Germanist und Historiker) und Chris Walton (Musikwissenschaftler, Schoeck-Spezialist) und ist in drei Teile gegliedert: «1 Vom Kennenlernen zur Freundschaft» (Briefe 1911–1917), «2 Die Korrespondenz der aktiven Jahre» (Briefe 1919–1944) und «3 Alter, Gesundheit, Arbeiten» (Briefe 1946–1957). Damit füllen Germann und Walton eine Lücke, bestehen doch mehrere Briefausgaben der beiden Künstler, aber keine vollständige ihrer direkten Korrespondenz. Der erste Teil betrifft also die Jahre, in denen Hermann Hesse in Bern lebte (1912–1919).

Wann sich Schoeck und Hesse erstmals begegneten, kann nicht mehr eruiert werden; im fortgeschrittenen Alter hatten beide Künstler abweichende Erinnerungen. Fest steht jedoch, dass Schoeck 1906 vier Hesse-Gedichte vertonte und dass sich die beiden 1911 trafen, um eine Oper bzw. ein Libretto zu verfassen. Dieses Projekt wurde zwar nie verwirklicht, aber es führte zu einer lebenslangen Freundschaft. Am 15.3.1911 setzte ihr Briefwechsel ein, und Schoeck vertonte erneut ein Hesse-Gedicht. Bis 1917 sind einzig die Schreiben Schoecks erhalten geblieben, mehrheitlich Postkarten, die vor allem über Touristisches (Sehenswürdigkeiten in Italien und Deutschland) berichten. Künstlerische Themen werden weniger angesprochen, aber man erfährt doch, dass Schoeck und Hesse die Romantiker verehrten (Mörike und Eichendorff) und Komplimente über ihre Werke austauschten. So freute sich Schoeck sehr, dass Hesse in seiner Eichendorff-Ausgabe bemerkte, von den zeitgenössischen Musikern habe «keiner so schöne Eichendorff-Lieder komponiert wie der Schweizer Othmar Schoeck» (S. 26, Anm. 26). Der erste, vierseitige Brief Schoecks an Hesse vom 29.12.1914 steht dann unter dem Zeichen des Krieges und zeigt, dass sich der Verfasser keine Illusionen über dessen Dauer machte. Gleichzeitig enthüllt er den Familienmenschen, der zu Eltern und Brüdern ein inniges Verhältnis pflegte. Schoeck bedankt sich für Hesses neuste Gedichtsammlung und geht auf einzelne Gedichte im Detail ein (S. 32).

Persönlich verband die Künstler mehr als nur Musik, Poesie oder die Abscheu vor dem Krieg. Beide litten gelegentlich an depressiven Zuständen und pflegten ein weiteres künstlerisches Talent: das Malen und Zeichnen. So illustrierten Hesse und Schoeck ihre Korrespondenz mit eigenen Zeichnungen, welche das Heft hervorragend bebildern. Überrascht entdeckt man Schoecks kleines Ölgemälde der Mythen von 1915 im Stile

eines Hodler (S. 37; offenbar ein Geschenk für Hesse, leider verschollen). Aufschlussreich ist das ästhetische Urteil Schoecks über den Literaten Hesse. Während er im Briefwechsel mit Komplimenten nicht geizte, soll er sich gegenüber Freunden und Familienmitgliedern abschätziger geäußert haben. So sehr er nämlich den Lyriker Hesse bewunderte, so schlecht fand er anscheinend dessen Romane (vgl. S. 83). 1931 soll er aber dennoch wieder geurteilt haben: «[Hesses] Prosa ist vielleicht die schönste, die ich kenne.» (S. 10)

Germann und Walton präsentieren eine leicht lesbare und zugängliche Ausgabe, deren Verhältnis zwischen Brieftexten, Kommentar, Anmerkungen und Illustrationen angenehm ausgewogen ist. Begrüßenswert ist weiter das Register, das man in einer schlankeren Heft-Ausgabe nicht unbedingt erwartet. Der Anhang enthält zwar sehr schöne, nostalgisch gefärbte Erinnerungen an Schoeck und Hesse aus verschiedener Hand, aber die Rezensentin vermisste einen Beitrag technischer Art: eine Liste aller Hesse-Vertonungen von Schoeck. Dabei hätte sich Herausgeber Chris Walton hierfür aus seiner eigenen Forschung bedienen können.¹ Denn bald steht die Frage im Raum, ob Hesse der Lyriker war, den Schoeck zu den meisten Liedern anregte, bzw. wie oft dieser auch andere Dichter vertont hat (Lenau, Mörike, Keller, Meyer usw.). In diesem Fall ist die Webseite www.klassika.info² mit 20 Hesse-Vertonungen, aber noch mehr von Mörike hilfreicher als die Briefedition. Gemäss der Hefteinleitung war Hesse aber «der einzige zeitgenössische Dichter, den [Schoeck] regelmässig vertonte». (S. 10) Ein Konzert mit Mörike-Liedern jedenfalls war der Anlass, Deutschland nach dem Krieg wieder zu bereisen und dessen Zauber inmitten der Zerstörungen wiederzufinden (dazu zwei berührende Briefe S. 83f.). Literatur- und Musikinteressierte suchen weiter vergeblich einen Hinweis, welche anderen Komponisten Hesse vertont haben. Obwohl diese Frage über die Beziehung Schoeck–Hesse hinausgeht, stellt sie sich rasch bei der Lektüre. 1941 nannte Hesse Schoeck «den bedeutendsten Liedkomponisten unserer Zeit» (S. 10). Doch 1948 schuf Richard Strauss seine *Vier letzten Lieder* – darunter drei Hesse-Vertonungen –, die unbestreitbar zu den schönsten deutschsprachigen Liedern zählen.

Walton und Germann schwebt sowohl ein wissenschaftlich interessiertes als auch ein breiteres Publikum vor: Ihre Editionstechnik (vgl. S. 12), die mit nur wenigen, kleineren Eingriffen auskommt, wird diesem Anspruch gerecht. So wird das eingangs (S. 8) gegebene Versprechen voll und ganz eingehalten, ja man darf sogar beifügen: Die Briefausgabe illustriert nicht nur die Freundschaft zweier Künstler, sondern nichts weniger als das 20. Jahrhundert mit seinen schlimmsten und schönsten Momenten (besonders beeindruckend: die Briefe der Kriegsjahre). Schön ist, dass die Korrespondenz auch weitere Personen wieder aufleben lässt, die im Schweizer Kunstleben eine wichtige Rolle gespielt haben und Bewunderung verdienen, wie den Mäzen Werner Reinhart,

den Kunstmaler Louis Moilliet, den Tenor Ernst Haefliger und den Dirigenten und Komponisten Volkmar Andreae.

Marianne Derron Corbellari, Hauterive

¹ Walton, Chris: Othmar Schoeck. Eine Biographie, Zürich/Mainz 1994, Werkverzeichnis S.333–380.

² http://www.klassika.info/Komponisten/Schoeck/wv_opus.html

Zumbühl, Heinz J.; Nussbaumer, Samuel U.; Holzhauser, Heinz J. Hanspeter; Wolf, Richard (Hrsg.): Die Grindelwaldgletscher. Kunst und Wissenschaft.

Bern: Haupt 2016.

1980 publizierte Heinz J. Zumbühl seine Dissertation *Die Schwankungen der Grindelwaldgletscher in den historischen Bild- und Schriftquellen des 12. bis 19. Jahrhunderts*. Erstmals wurden hier die naturwissenschaftlichen Methoden der Gletscherforschung (Geomorphologie, Pedologie, Paläobotanik, 14-C-Altersbestimmung) kombiniert mit historischen und kunstgeschichtlichen Methoden. Neben vielen Schriftquellen wurden rund 500 Bildquellen von über 200 Künstlern ausgewertet, was zusammen mit den naturwissenschaftlichen Methoden eine präzise Rekonstruktion der Geschichte der beiden Gletscher während der sogenannten «Kleinen Eiszeit» zwischen 1250 und 1860 erlaubte. Der schöne Band ist längst vergriffen.

Nun hat Zumbühl, sozusagen als Ersatz für das Werk von 1980, mit einem ganzen Team von Fachleuten seine Geschichte der Grindelwaldgletscher überarbeitet. Schlichtweg grossartig! Der Verlag Haupt hat für diesen reich illustrierten Grossband alles aufgewendet, was an moderner Druckkunst und Buchgestaltung zu haben ist. Die gestochenen scharfen Bildreproduktionen und Fotografien machen ebenso Freude wie das äusserst gelungene Layout und die Wahl der Schriften und Schriftgrössen. Weitere Qualitäten des Werkes: gut gestaltete grafische Darstellungen und Tabellen und durchwegs eine Sprachkultur, die heute nicht mehr selbstverständlich ist. Schwierige Tatbestände werden so dargestellt, dass sie auch für interessierte Laien verständlich sind. Wer mehr wissen will: Das Literaturverzeichnis umfasst schätzungsweise 400 Titel, und rund 40 Bibliotheken und Museen haben Bildmaterial geliefert.

Der neue Band dokumentiert eindrücklich, was interdisziplinäre Zusammenarbeit leisten kann. Das ist das Verdienst der vier Herausgeber. Es werden mit ihnen 19 Beteiligte als Autoren und Mitarbeiter aufgelistet. Der Band zeigt die Fortschritte der

Gletscherforschung in den letzten 35 Jahren: neue Untersuchungsmethoden (etwa Radar zur Messung der Gletschermächtigkeit, computergenerierte 3-D-Gletschermodele, Dendrochronologie, Drohnen, Beiträge der Höhlenforschung zur Gletschergeschichte) kommen zum Einsatz. Ganz wichtig: Die Weiterführung der Grindelwaldner Gletschergeschichte in die unmittelbare Gegenwart. Die «Kleine Eiszeit» ist zu Ende, wir sind in eine Warmphase eingetreten, die beiden beobachteten Gletscher zerfallen in rasantem Tempo. Das wird im vorliegenden Band exemplarisch dokumentiert und damit wird die Geschichte der Grindelwaldgletscher eingebettet in das grosse Thema des weltweiten Klimawandels.

Das Vorwort von Heinz Wanner sollte man bei der Lektüre nicht überspringen. Es ist die kürzestmögliche Zusammenfassung der Klimageschichte der Nacheiszeit (Holozän) seit 12 000 vor Chr. Dann folgt als erstes Kapitel eine Einführung ins Thema von Hanspeter Holzhauser, Samuel U. Nussbaumer und Heinz Zumbühl. Hier muss ein kleines Fragezeichen zum Blockdiagramm auf Seite 43 angebracht werden. In der Legende befinden sich nebeneinander die Bezeichnungen «Gebirgsgletscher» und «Hängegletscher», was keinen Sinn ergibt. Auch bei der Erklärung der glazialen Tiefenerosion wäre Vorsicht am Platz gewesen. Die These von Penck und Brückner, wonach die Gletscher in den frühesten Eiszeiten die erstaunlich tiefen Täler durch Tiefenerosion selbst geschaffen («ausgehobelt») und sogar «übertieft» hätten, war immer umstritten.¹

Im Zentrum der Publikation stehen die Kapitel 2 und 3 von Heinz Zumbühl: die Geschichte der beiden Grindelwaldgletscher seit dem 12./13. Jahrhundert. Hier treffen wir auf die Gletscherdarstellungen von Albert Kauw, Joseph Plepp, Samuel Bodmer, Johann Ludwig Aberli, Gabriel Ludwig Lory (Vater), Samuel Birmann und vielen anderen, die Zumbühl meisterlich interpretiert. Ganz oben steht Caspar Wolf, dessen Werkverzeichnis Zumbühl in den 1970er-Jahren entdeckte und ihn damit eigentlich bekannt machte.

Spannend auch das Kapitel 4 *Gletscher in der Wahrnehmung der Menschen* von Zumbühl, Richard Wolf und Rémi Fontaine. Die letzteren beiden sind ausgewiesenen Kenner der Schweizer Fotografieggeschichte und Sammler von Gletscherfotografien. Gletscher übten immer eine grosse Faszination auf ihre Betrachter aus. In der frühen Neuzeit wurden vorstossende Eismassen als unheimliche Bedrohung wahrgenommen. In der Hochblüte des Tourismus gehörten sie zum «Spielplatz Europas» für Touristen. Die Interaktionen Mensch–Gletscher werden mit ausgewählten Bildzeugnissen (aus der Zeit von 1750 bis 1950) dargestellt und sensibel kommentiert.

Was alte Bäume aus den Ufermoränen oder alpine Tropfsteine zu Gletschergeschichte erzählen, stellen Hanspeter Holzhauser, Marc Luetscher und Arniko Böke in zwei weiteren Kapiteln vor.

Ein weiteres Kapitel (Martin Funk, Nils Hählen, Hans Rudolf Keusen, Hans Kienholz und Daniel Tobler) befasst sich mit dem heutigen und zukünftigen Naturgefahrenpotenzial der beiden Gletscher (Felsstürze, Murgänge, Gletscherseen) und macht damit die Herausforderungen deutlich, die sich aus dem Klimawandel mit dem absehbaren Verschwinden der beiden Gletscher ergeben.

Logischerweise schliesst das Werk mit einem Kapitel *Gletscherentwicklung und Klimawandel – Von der Vergangenheit in die Zukunft*, verfasst von Samuel U. Nussbaumer, Matthias Huss, Horst Machguth und Daniel Steiner. Am Schluss stehen zwei grossformatige Bildpaare. Sie zeigen den Unteren Grindelwaldgletscher in Fotografien um 1860 in Gegenüberstellung zu Aufnahmen Nussbaumers von 2013, vom gleichen Standort aus. Sie stimmen traurig, weil auf brutale Weise evident wird, dass wir definitiv Abschied nehmen müssen vom Bild der gleissenden Firnen, das unsere Idealvorstellung von den Alpen seit Albrecht von Haller geprägt hat.

Fazit: lesens- und sehenswert von der ersten bis zur letzten Seite.

Christoph Zürcher

¹ Penck, Albrecht; Brückner, Eduard: Die Alpen im Eiszeitalter. Leipzig 1909.